

Aufbruch als Nordkirche

*Predigt zum Rittertag
der Schleswig-Holsteinischen Genossenschaft des Johanniterordens
in Rendsburg am 16. Juni 2012*

RR Peter Lampe, Heidelberg

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommen wird. Amen.

Liebe Johannitergemeinde!

Ein erster Rittertag in der neugegründeten Nordkirche, in der Dekade der Reformation Aussicht auf Neuaufbruch!

Zwei diesjährige kleine Jubiläen markieren Aufbruch in unserer Ordensgeschichte. In den vergangenen Monaten heften sich die Kameraaugen immer wieder auf Schloss Bellevue. Blicken wir heute auf seinen Erbauer, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen! Prinz August Ferdinand trat 1762 – vor 250 Jahren – sein fast ein halbes Jahrhundert währendes Herrenmeistertum an und blies zu Neuaufbruch. Er bestand darauf, dass die Ritter des leichtfüßigen Rokoko, denen der Sinn oftmals nach anderem stand, die Ordensregeln befolgten. Er schaffte es, viele Ritter zu Opfern zu bewegen – etwa beim Urbarmachen des Warthebruchs – und einen Geist zu entzünden, der nach zwei Jahrhunderten viele Ordensritter wieder die „starken Impulse“ des reformatorischen Glaubens verspüren ließ. „In ... einer Reihe von (Johanniter-)Familien (wurde) ... eine Glaubenstreue sichtbar ... wie zuzeiten Martin Luthers“ nicht mehr, schrieb Christoph von Imhoff.¹

In einem zweiten kleinen Jubiläum – 160 Jahre – blicken wir auf den Neuaufbruch des Ordens im 19. Jahrhundert zurück. Spiritus Rector war König Friedrich Wilhelm IV, der nicht nur ein von den Traditionen des Mittelalters beseelter Romantiker war, der Burgruinen wie die Rheinburg Stolzenfels und die Hohenzollernburg wieder aufbaute. Zugleich ließ er sich von der kirchenerneuernden Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts anstecken und fand so zu einem tiefen persönlichen Glauben. Er las täglich die Herrnhuter Losungen, erarbeitete sich in gründlichem Selbststudium die Bibel und ging vor jedem Abendmahlsempfang demütig in sich, was er in Gebetsform gelegentlich auf Zetteln

¹ Christoph Frhr. von Imhoff, *Der Johanniterorden im 19. und 20. Jahrhundert*, in Adam Wienand, Hg., *Der Johanniterorden – Der Malteserorden*, Köln: Wienand, 3. Aufl., 1988, 501.

dokumentierte, die er in seine Bibel einlegte. Als durchdrungener Christ war er – unter dem Einfluss Wicherns – zudem überzeugt, dass zum Christsein tätiges Nächstenlieben gehört. In einem Brief an einen seiner Diplomaten schrieb er: „Die abgedroschene Phrase ‚die Wahrheit siegt‘, ist grundfalsch. Die siegt nur und kann nur siegen durch die *Liebe* ...“ Als König *und* Privatmann errichtete er zahlreiche karitative Stiftungen, zum Beispiel das Bethanien-Krankenhaus in Berlin-Kreuzberg, er vollendete den Dombau in Köln und stiftete neben vielen anderen die Schinkel-Kirchen im südlichen Rheinland. Dienen war seine Devise seit seiner Thronrede, dazu eine kritische Selbstsicht im Angesicht Gottes und ein tiefes Gottvertrauen.²

Aus diesen geistigen Impulsen heraus baute Friedrich Wilhelm IV nicht nur alte Burgruinen, sondern – vor 160 Jahren – auch die zur Ruine verfallene Balley Brandenburg unseres Ordens wieder auf. Die letzten acht verbliebenen Rechtsritter des alten Ordens, alle betagt über 75 Jahre, wahrten wie alte Gemäuer die Kontinuität zum alten Orden. In diesen Rechtsrittern hatte die alte Balley seit ihrer Enteignung ein halbes Jahrhundert zuvor als ein vermögensloser Personenverband im Status einer Rechtspersönlichkeit fortbestanden, um per Kabinettsorder 1852 neu belebt zu werden. Die acht alten Rechtsritter wählten des Königs Bruder, Carl, zum Herrenmeister; neue Ritter wurden geschlagen, damit der Orden fortan mit Verve sich dem alten Ordensauftrag zuwandte, den Glauben zu kräftigen und für Kranke zu sorgen, insbesondere auf dem Lande und in Kleinstädten, ab 1864 auch in Lazaretten, in denen Freund wie Feind ohne Ansehen der Person behandelt wurde, so wie es schon in Malta keine Rolle gespielt hatte, ob Muslime oder Christen als Patienten anvertraut waren.

Liebe Ritterbrüder, mögen uns die beiden Ordensjubiläen, die den Johannitergeist aufscheinen lassen, zum Ansporn werden in Tagen, in denen die neue Nordkirche auch Skepsis in viele Kirchgängergesichter schreibt. Nicht nur Mut, auch ängstliche Töne sind zu gewahren. „Was haben wir uns da eingehandelt? Diese riesenfläche mit wenig Christen! Wird das gut gehen? Müssen wir einmal mehr als Zahlmeister herhalten?“ Solches Ängsten lähmt. Der Geist Ansgars, des Missionars des Nordens im 9. Jahrhundert, war ein anderer. Johannitergeist ist ein anderer.

Aber woher schöpfen wir Kraft, als Johanniter den Neubeginn als Nordkirche zusammen mit anderen mit Leben zu füllen, die Landstriche zwischen Elbe und

2 Zu Friedrich Wilhelm IV leicht zugänglich Joachim Mehlhausen, *Vestigia Verbi: Aufsätze zur Geschichte der evangelischen Theologie*, Berlin: deGruyter, 1998, 254–257. Dort das angeführte Zitat.

Oder auch geistlich urbar zu machen? Vorbilder des Aufbruchs, die bei Jubiläen vorbeiziehen, ermutigen, aber sie haben nur Verweischarakter. Eigentliche Kraft quellt woanders. Unser Predigttext steht in Markus 4:

„Es erhob sich ein Wirbelsturm, die Wellen schlugen ins Boot. Es lief bereits voll, doch Jesus schlief im Heck auf einem Kissen. Die Jünger weckten ihn auf ... ‚Lehrer, kümmerst's dich nicht, dass wir zugrunde gehen?‘ Wachgerüttelt, bedrohte er den Wind und sprach zum See: ‚Schweig!‘ ... Eine tiefe Stille setzte ein. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Vertraut ihr (mir) ... nicht?“

Ein merkwürdiger Kontrast: Hier ein scheinbar sorgloser Jesus, dort eine Jüngerschar, die zum ersten Mal nach ihrer Berufung sich schelten lassen muss. Zum ersten Mal, denn es bleibt nicht dabei. Markus geht kritisch mit den Aposteln um. Kritisch mit der Kirche, die sich in den Jüngern spiegelt; er lässt kaum ein gutes Haar an ihr. Drei Hausaufgaben haben die Jünger zu lösen, bei denen sie lange kläglich enttäuschen. In der ersten Hälfte des Markusevangeliums ist ihnen aufgegeben zu lernen, dass sie diesem neuen Lehrer wirklich vertrauen dürfen – als dem Messias, der mit Gottesmacht Stürmen, Dämonen und dem Elend der Krankheit die Stirn bieten kann. Aber die Jünger werden's nicht gewahr. Es bedarf gewaltiger Wunder, bis sie in Kapitel 8 diese Erkenntnis für sich selbst als wahr annehmen. Endlich, im Petrusbekenntnis von 8,29f, fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen und von den Herzen. Sie vertrauen.

Doch Jesus gewährt seinen Schülern kein Atemholen in ihrem Lernprozess. Sofort stellt er ihnen die nächste Verstehensaufgabe. Unmittelbar im Anschluss an das Petrusbekenntnis kündigt er an, dass er *als* der machtvolle Messias – entgegen allen Erwartens – ins Leid gehen wird und so alle religiös vorgegebenen Vorstellungen von Messianität über den Haufen werfen wird. Prompt versagen die Jünger wieder: Petrus wehrt den Leidensgedanken ungestüm ab und holt sich unversehens eine verbale Ohrfeige: „Weg mit dir, du Satan, aus den Augen!“ (8,33). Nicht genug, als dritte und schwerste Aufgabe ruft Jesus in die Leidensnachfolge: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz (ebenfalls) auf und folge mir“ (8,34). Das ist die bitterste Pille, die die Jünger fortan in ihrem Verstehensprozess schlucken sollen und die sie bis zur Auferstehung nicht herunterwürgen werden.

Aber was heißt, in der Nachfolge das Kreuz mitzutragen? Es heißt nicht nur, leidensbereit zu sein, wenn der Gürtel enger zu schnallen ist und der Wind von vorne weht, sondern es heißt zugleich Aktiveres: Es bedeutet nach Kapitel 9 und 10 (9,35–37; 10,38–45; auch 6,41b.43) zu dienen – und dabei bereit zu sein,

einmal nicht der Erste sein zu wollen, sondern sogar der Letzte wie ein Kind, wenn es anderen dient; auch einmal auf sein Recht und seinen Status zu verzichten, wenn es anderen hilft. Dies bedeutet für Markus Kreuzesnachfolge; sie fällt mit tätiger Liebe in eins, einer Liebe, die ein Stück des eigenen Selbst dem anderen hingibt und nur so echt wird. In solcher Liebe wird auch die Nordkirche zusammenwachsen. Mk 10,45 endet: „Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben als Befreiung für viele.“ Dass wir mit diesem Nachfolgeethos inmitten des Johanniterethos stehen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Die Jünger freilich nehmen dieses Ethos bis in die Zeit nach Ostern (10,39) nicht an (vgl. 9,9). Ihr Versagen steigert sich weiter. Sie verschlafen buchstäblich einen Teil der Passion. Symbolisch verschließen sie in Gethsemane die Augen, versinken in Verdrängen des Leides, unempfindsam gegen die Not des anderen. In 14,47 sträuben sie sich gar mit dem Schwert gegen die Passion. Aus ihren Reihen kommen Verrat, Verleugnen, schließlich rennen sie davon. Eine Blamage nach der anderen.

Das müsste eigentlich das Ende der Jüngerkirche sein. Das Aus. Doch Gott hält an den Versagern fest, lässt sie nicht fallen, handelt an ihnen von neuem. Auf ihr Fehlen antwortet Gott mit einer Tat der Gnade, nämlich mit der Aufweckung Jesu. Die Jünger werden so zu Paradebeispielen des *sola gratia*, des „allein aus Gnaden“, auf dem allein die Kirche ruht. Sie werden so zu Exempeln der zentralen reformatorischen Glaubenseinsicht, die unsere Kirche trägt. Christen müssen keine religiösen Helden sein, um von Gott getragen zu werden. Das ist das Tröstliche reformatorischer Grundeinsicht. „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, lautet die Jahreslosung (2 Kor 12,9). Diese Gotteskraft ergießt sich in Gefäße aus schwach-zerbrechlichem, billigem Ton, wie Paulus schreibt (2 Kor 4,7), nicht in Schalen aus Silber. Poliertes Silber waren diese Apostel nicht.

Im Kontrast zu den Jüngern, die schon beim ersten Sturmwind versagen, schläft Jesus gelassen auf einem Kissen im Boot. In Gott geborgen, obwohl es drum herum tobt. Sich fallen lassen in Gott und sein Erbarmen – um danach erfrischt neue Aufgaben anzugehen. Für Jesus heißt das, im nachfolgenden Kapitel 5 sich wieder dem Elend von Kranken und Besessenen zuzuwenden, Menschen, die ihm Mühe bereiten, so dass er sich immer wieder gestresst wird zurückziehen müssen in die Stille, um Kraft zu schöpfen (Mk 1,35.45; 6,46; 7,24; 8,10; 9,30). Echtes Lieben ist anstrengend, denn es gibt ein Stück des Selbst dem anderen. Es bedarf deshalb auch der Rückzugsräume, um neue Energie aus

der Kraftquelle Gott zu schöpfen und dem Ausbrennen vorzubauen. Es bedarf des Kissens im Heck. Wenn Sie dieses einzige Bild mitnehmen aus dem Gottesdienst – diesen auf dem Heckpolster schlafenden Jesus, in Gottes Erbarmen geborgen – dann genügt dies bereits. Dann haben Sie mehr verstanden als die Jünger.

Der Jünger Schlaf in Gethsemane war ein anderer, ein ungesunder. Es war der Schlaf des Augen-zu vor der Not des Gegenüber. Für uns Johanniter heute ist diese Not vor allem das Leid der „Herren Kranken“, durch die uns Jesus Christus unmittelbar in die Augen blickt. Die Not des Gegenüber ist heute auch das Elend der geschundenen Natur, der „seufzenden“, wie Paulus sie nennt (Röm 8,22). Der Jünger Schlaf war das Augen-zu vor der Bitte Jesu, das Kreuz, anderen dienend, mitzutragen.

Im Gegenüber dazu schläft Christus auf dem Schiffspolster gottgeborgen, fallengelassen in die Hand Gottes und so Kraft schöpfend, um danach umso erfrischter andere aufzubauen und ein Stück seiner selbst hinzugeben.

Das Gebet des Heiligen Ansgar, des Apostelmissionars des Nordens, möge uns bei solcher Christusbefolgung umschließen. Er betete: „Lass aufleuchten, Herr, dein Angesicht über uns und schenke uns Erbarmen ..., das (andere) reichlich nährt.“³ Amen.

³ Die Pigmenta des Heiligen Ansgar. Gebete der frühen Kirche im heidnischen Norden. Kiel: Witting/Hamburg: Kath. Verlagsgesellschaft, 1997,190 (zu Psalm 67; übertragen aus dem Lateinischen).